

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1919

12.10.1919 (No. 41)

Die Pyramide

Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt.

Nr. 41

Karlsruhe, Sonntag, 12. Oktober

1919

Inhalt: Sonntag Abend. Von Hans Hoffmann. — Die Volkshochschule im Rahmen der Schulreform. Von Dr. Franz Schnabel (Karlsruhe). — Wie Quintus Fieberlein den Krieg erlebte. Ein tragikomisches Bild aus dem Zusammenbruch nebst eingestreuten ärgerlichen Bemerkungen. II. Von Karl Joso. — Stein am Abeln. Von Otto Welner.

Sonntag Abend.

Und leis verklingt das letzte Läuten.
 Legt, schwebend, wiegend sich hinab, hinauf,
 Ruhvollen Frieden über alle Weiten
 Und schließt der Nacht die Türen auf.

Und einmal noch, beim Uns-Verlassen
 Grüßt golden-herrlich mit geweihtem Licht
 Den lauten Markt, die einsam stillen Gassen
 Die Sonne, die durch Abendwolken bricht.

Und hebt das Herz aus aller Plage,
 Und fällt mit heiligem Gefühl die Brust,
 So reich, daß für die arbeitsvollen Tage
 Drausströme Liebe, Kraft und Lust.

Hans Hoffmann.

Die Volkshochschule im Rahmen der Schulreform.

Von Dr. Franz Schnabel (Karlsruhe).

Unsere Volkshochschulbildung, die seit Jahren eifrig am Werke ist und die wie alle pädagogische Arbeit gegenwärtig besonders lebhaft betrieben wird, gibt bis heute neben Unterhaltung und Erbauung in der Hauptsache freilich nur Wissen. Sie ist in dieser Hinsicht ein echtes Kind unserer Zeit, die — trotz vereinzelter entgegengekehrter Bestrebungen — noch immer nicht Kultur und Wissenschaft zu unterscheiden vermag, und sie entbehrt mit ihrer Aneinanderreihung populärwissenschaftlicher Vorträge aus allen Gebieten des Wissens noch durchaus des organischen Zusammenhanges und einer leitenden Idee. Ihrem Lehrplan fehlt die einheitliche Zielsetzung, und dies um so mehr, als auch die Organisation und der ganze Aufbau solcher Volkshochschulkurse noch durchaus neben und außerhalb des übrigen Schulwesens steht und ihm nur äußerlich und ganz und gar unorganisch angefügt ist. Ein Bildungsinstitut aber, das die erwachsene Jugend des ganzen Volkes zusammenführen und im Zeichen einer nationalen, völkischen Kultur heranbilden soll, wird nur im Rahmen eines einheitlich organisierten, auf volkstümlicher Grundlage ruhenden Schulwesens, als seine Krönung und Vollendung den gegebenen Zweck erfüllen können: die Volkshochschule muß das letzte Glied sein, welches den Ring des nationalen Schulwesens vollendet, sie muß der Teil eines größeren Ganzen, das feinste und reichste Resultat einer umfassenden, einheitlichen Kulturarbeit werden — wenn anders sie nicht statt Segen Unfrieden stiften will, die Halb- und Unbildung fördern und damit alle Uebel unserer Unkultur, als da sind Unzufriedenheit, Genußsucht, Plattheit und Blasiertheit mehr und unerträglich machen soll.

Nur in solchem Geiste kann die Volkshochschulbildung ausgestaltet werden und nur in diesem Sinne kommt ihr der Name der Volkshochschule zu. Denn Namen und Sache gehören eng zusammen und sind gemeinschaftlich aus den skandinavischen Staaten und ihrer neuzeitlichen Volkskultur zu uns herübergekommen. Schon einige Jahre vor dem Kriege, als bei uns nur erst wenige

Kreise an den Aufbau einer modernen deutschen volkstümlichen Kultur dachten, haben einige Wortführer dieser Bestrebungen auf die nordischen Vorbilder hingewiesen, die aus dem Geiste der freiheitlichen Verfassungen jener Länder den Gedanken der Volkshochschule geschaffen und mit stannenswerthem Erfolge in die Tat übergeführt haben. Aber weder das Buch, das Elfe Hildebrandt über die schwedische Volkshochschule schrieb, noch jenes von Hoffmann über die dänische vermochten damals einen praktischen Erfolg zu erzielen. Inzwischen hat die Zeit mit manchen Mächten der Beharrung und des Widerstandes aufgeräumt, sie hat die Fehler unseres alten Kulturlebens erschütternd allen zum Bewußtsein gebracht, und sie hat freilich auch die Jugend und die Anfänge des Neuen vernichtet, aber eben darum den Aufbau einer ganzen Welt und des ganzen Volkes von den untersten Grundmauern an um so notwendiger und um so schwieriger werden lassen. Darum werden heute gerade auch auf pädagogischem Gebiete die Ansätze des Neuen, die der Krieg vernichtet hat, wieder hervorgeholt, und so ist es wichtig, daß der Gedanke der Volkshochschule in seinem unverfälschten nordischen Gewande nochmals den Deutschen übermittelt wird, auf daß er seine Mission erfüllen kann.¹

Denn der innere Charakter der Volkshochschule ist nur zu verstehen aus der Ideenwelt ihres geistigen Schöpfers, des Dänen Grundtvig. Ein universaler Denker von umfassendem Wirken und einheitlichem Wollen, eine große, geschlossene Persönlichkeit voll Wucht und Stärke, ein Sohn seines Volkes und der nordischen Erde, wurzelecht und bodenständig und bei aller männlichen Kraft voll der heiligen Scheu und der Ehrfurcht im Herrn: das ist der Schöpfer der dänischen Kultur, der Vorgänger Björnsons in der grandiosen Prophetie einer pangermanischen Völkergemeinschaft! Er war ein Führer der nordischen Romantik und hat den Dänen den reichen Schatz ihrer heimischen Sagen, ihrer Geschichte und Literatur wiederentdeckt und durch volkstümlich-dichterische Wiedergabe seines inneren Gehaltes ihn von neuem lebendig werden lassen; er hat im Sinne der großen nordischen Reformatoren auch die Kirche wieder zu einer wahren Volkskirche zu machen gesucht und auch die Schule seinem Ideale einer einheitlichen, germanischen und christlich-freiheitlichen Volkskultur einfügen wollen. So ward er — vor mehr als einem halben Jahrhundert — ein erklärter Gegner des deutschen Schulwesens, das damals gerade seinen Siegeslauf durch die Welt antrat: er verwarf seinen Humanismus, seine Abwendung von dem Heimischen und Volkstümlichen, seinen einseitigen Intellektualismus — alles Eigenschaften, die zudem so ungrüßlich wie möglich —, er verwarf auch den aristokratischen Charakter dieser Bildung, und als strenger protestantischer Moralist zog er auch gegen die sittlichen Voraussetzungen des antiken Lebens zu Felde. Im übrigen traf sein Haß nicht nur den humanistischen Teil des deutschen Schulwesens, sondern ebenso sehr auch die Realanstalten; denn er verwarf jeden Nützlichkeitsstandpunkt in Erziehungsfragen, jedes Heranzüchten von „Berechtigten und Geprüften“ und jenes Jagen nach gesicherter Existenz, dem die deutsche Schule noch Vorzug leiste. Das Vielerlei des Wissensstoffes erschien ihm als der Tod jedes wahren Unterrichts — und um so schlimmer, wenn es das heranwachsende Geschlecht gerade in den Entwicklungsjahren, wo alles in dem jungen Menschen nach Betätigung und Regsamkeit dränge, auf die Schulbank zwingt. Bei seinen pädagogischen Erwägungen war Grundtvig zu dem Resultate gekommen, daß nicht etwa die Uebergangsjahre von der Kindheit zur Reife, sondern das Jünglingsalter vom 18. Jahre ab das stärkste Drängen nach Erkenntnis, das schwerste Ringen mit den tiefen Problemen des Lebens, das eigentliche philosophische Bedürfnis des Menschen zutage bringe und selbst bei dem oberflächlichsten Jüngling eine Sehnsucht nach geistiger Nahrung erwecke. Grundtvig zuerst hat dem überlieferten Schulwesen gegenüber den der Volksschule erwachsenen Knaben für die praktische Arbeit seines Berufes reklamiert, für den Acker oder die Werkstatt oder das Magazin, aber er hat dem gereiften Jüngling jeden Standes das Recht und die Pflicht zugesprochen, getreu den Bedürfnissen seiner Natur sich einige Zeit dem Idealen, dem Ausbau seiner Weltanschauung zu widmen. Wie Rousseau das Evangelium der Kindheit predigte, so predigte Grundtvig das des Jugendalters: für dieses baute er die Volkshochschule, damit der junge Mensch, nachdem er im Leben sich umgesehen und in der Fortbildungsschule die Kenntnisse der Volksschule befestigt, nun die geistige Reife und die Lebenserfahrung

¹ H. G. Hoffmann, Die Volkshochschule und die geistigen Grundlagen der Demokratie. 2. neu bearbeitete Aufl. der „Dänischen Volkshochschule“. Berlin 1910, P. Roney.

mitbringe, die nötig sind, um die Probleme des kulturellen, des historischen, des menschlichen Lebens zu verstehen.

Man wird der pädagogisch-psychologischen Auffassung Grundwigs eine Berechtigung nicht aberkennen können; in der Tat ist es bis heute doch so gewesen, daß die für wahre geistige Tätigkeit empfänglichsten und fruchtbarsten Jahre den meisten Menschen ungenutzt zerronnen sind, während sie vorher zwar oft Gelegenheit zur Bildung, aber nicht die Reife des Verständnisses besitzen konnten. Alle die tiefen Fragen der Weltanschauung, die eines heranwachsenden Menschen Brust bedrängen, soll die Volkshochschule mit ihm zusammen aufwerfen und besprechen, sie soll die geistigen Schätze des eigenen Volkes und der Menschheit vor ihm ausbreiten, soll ihm eine Ahnung geben von dem Großen und Gewaltigen, das im ununterbrochenen Ablauf der Generationen lebte und wirkte und nach Entfaltung strebte. Die Volkshochschule hat nach Grundwigs die Aufgabe, den Kulturzusammenhang des ganzen Volkes, wie er in seiner Geschichte und seiner Literatur sich ausspricht, zum Bewußtsein zu bringen und den Sinn für heimische Art und für die großen Zusammenhänge des Lebens zu pflegen: ihr Unterricht ist also vorwiegend historisch-philosophisch und ihr Ziel ist es, mitzuwirken am Aufbau einer neuen, das ganze Volk erfassenden Weltanschauung. Danach richtet sich auch die Methode ihres Unterrichtes, weil weder der Gelehrte, noch der Prediger, noch der Methodiker hier am Platze wäre, sondern nur die Persönlichkeit, die durch den Eindruck ihrer selbst, durch ihr lebendiges Wort und ihre eigene innere Ergriffenheit den zündenden Funken in die Seelen der Hörer hinstreut.

Was der große pädagogische Theoretiker erdacht und gelehrt, hat nachher die dänische Demokratie in vollendeter Weise verwirklicht, als es sich für sie nach der nationalen Katastrophe von 1864 darum handelte, den neuen Volksstaat aufzubauen und die ganze Nation unter einem Kulturbeale zusammenzuschließen. Freilich war das Unglück des Vaterlandes damals keineswegs so vernichtend wie heute, und die glückliche Genügsamkeit eines kerngesunden, behäbigen Bauernstandes, dem die Gemeinamkeit eines lebendigen religiösen Glaubens nie verloren gegangen war, mochte leichter für die Ziele dieser Volkshochschule zu gewinnen sein, als die ihrer Ketten ledige, blindlings gegen sich selber wütende Genußsucht, die aus den Trümmern des zusammengebrochenen Industriestaates hervorgrinst: die Aufgabe ist unendlich erschwert und wird nicht in einfacher Nachahmung bestehen dürfen. Dazu kommen die finanziellen Nöte, die weder von privater Initiative, auf der die dänischen Hochschulen wirtschaftlich fundiert sind, noch von öffentlichen Mitteln Großes werden erwarten lassen. Aber da nun einmal die ungeheueren soziale Umwälzung, die wir erlebt haben, und die vollständige Umkehrung der bisher gültigen Arbeitswertung den Abbau desjenigen Teiles unseres Schulgebäudes, der ausschließlich auf dem Berechtigungsweisen beruhte, zur Folge haben wird, so wird uns daraus die sittliche Pflicht, aber auch die wirtschaftliche Möglichkeit entstehen, für die anwachsende Menge der gereiften werktätigen Jugend ein Bildungsinstitut zu schaffen, in welchem sie für einige Monate fern von der Hitze des Alltags und fern von den Versuchungen der Großstädte dem Aufbau ihres inneren Lebens dienen kann. Die hochentwickelte Kultur der nordischen Volksstaaten, die ja schon durch ihre unvergleichliche Dichtkunst unser deutsches Geistesleben aufs tiefste befruchtet hat, zeigt auch hier uns Weg, Mittel und Ziel, und man soll wahrhaftig die Gefahr nicht zu gering achten, wenn man kleinlich und aus Bequemlichkeit einen von nun an stetig sich vergrößernden Teil des jungen Geschlechtes lediglich auf die Volk- und Fortbildungsschulen beschränken will. Man darf es ja nicht vergessen, daß wir mit unserer Volksbildungsarbeit vor dem Kriege gegenüber allen anderen germanischen Staaten überaus armelig dastanden, und daß nicht einmal die leichten Bildungsmöglichkeiten, welche die Militärjahre boten, genutzt worden sind: was nachher im Kriege durch das Kriegspresseamt und den schlechtlchen Aufklärungsunterricht in Szene gesetzt worden ist, war dann freilich nichts als eine geräuschvolle und plumpe Propaganda. Die Gefahr ist groß, daß nun von anderer Seite die gleichen Fehler begangen werden, und daß noch einmal eine deutsche Jugendbewegung in solchem Neze sich tollkaut.

Man sieht, die Aufgaben, die hier bevorstehen, sind schwierig, und es ist sittliche Pflicht der Gesamtheit, dafür zu sorgen, daß die Jugend aus dem Sumpf und dem geistigen Stumpfsein herauskommt. Das aber wird man niemals erreichen können durch popularisierte Wissenschaft, sondern nur noch durch eine Erneuerung von unten auf. Manche arbeiten bereits an den Grundrissen dieses Gebäudes, wie etwa Eduard Weitsch, der soeben seine Leitfäden für eine künftige deutsche Volkshochschule aufgestellt hat.^{*)} Auch er berücksichtigt die besonderen Aufgaben, die gerade in Deutschland ihrer Lösung harren; er knüpft mit Recht an die Kräfte einer neuen Jugendbewegung an, wie wir sie bei uns im Wandervogel und im Vortrupp erlebt haben, und er möchte aus solchem Keime auch für die werktätige Jugend eine geistige Bewegung entfachen. Auch warnt er vor jener Gefahr der einseitigen körperlichen Erziehung, die gerade in Deutschland besonders nahe liegt und die heute eigentlich schon in der schlimmsten Weise Wirklichkeit geworden ist: nach einem

^{*)} E. Weitsch, zur Sozialisierung des Geistes. Jena 1919, G. Diederichs.

Zeitalter einseitiger intellektualistischer Erziehung ist man in Deutschland, wo man die hellenische Harmonie der Kräfte nicht zu finden vermag, nun in das andere Extrem verfallen und sieht ein Bananentum heranwachsen, dessen einzige Interessen und erhabene Ideale im Fußball und Kintopp bestehen. Auch hier wird man nicht künstlich und nicht von heute auf morgen ändern können, auch hier wird man den Volksstaat, der den Deutschen so plötzlich, so unvorbereitet und so ganz von außen gekommen ist, höchstens langsam durch unermüdlige Kleinarbeit in den Seelen errichten können, und darum ist auch das Problem, wie die erwachsene Jugend für eine neue deutsche Kultur zu gewinnen sei, nur durch eine innere Vorbereitung von unten auf zu lösen und nur im engsten Zusammenhange mit allen anderen Fragen der Schulreform.

Wie Quintus Federlein den Krieg erlebte.

Ein tragikomisches Bild aus dem Zusammenbruch nebst eingestreuten ärgerlichen Bemerkungen.

Von Karl Joho.

II.

Der Krieg ging endlos mit Schwankungen und Defatomben zum Tod getriebener Menschenbrüder ohne jegliche Aussicht auf irgend eine Aenderung oder Beendigung weiter. Nach den Gerüchten allerdings war jeden Augenblick der endgültige große Schlag zu erwarten. Der Herd für diese „Latrinensparolen“ war die Etappe, die stets mehr wuchte als der Generalstabschef der Armee. Schlimmer war, daß sich allzu viel Soldaten fast jeden Dienstgrades auf private Geschäfte warfen. Der Befehlsgewalt der Offiziere stand keine Schranke entgegen, sie verfügten über deutsches und feindliches Eigentum souveräner als ein Eigentümer, der Begriff Eigentum war überhaupt völlig verwischt. Was man brauchte und was man fand, wurde genommen. Die Requisitionsgewalt wirkte sich in verhängnisvollster Weise auf Heeresbesitzung des deutschen Steuerzahlers mehr oder minder markiert aus. Unmöglichkeit einer Kontrolle bei den jedes Maß übersteigenden Verhältnissen, allzu oft auch Unfähigkeit, Trägheit und mangelnde Sachkenntnis spielten die Verfügung über die Sachbestände in die Hände von Untergebenen, die nach bekannter Erfahrung bei geringerer Eypnung und formal ohne Verantwortung das Uebel verschlimmerten. Ein durch steigende Not draußen und daheim erklärter, aber nicht entschuldigter grauenhaft betriebssamer Geld- und Warenverbrauchsstauel ergriß selbst sonst im Frieden hochachtbare Leute, zumal Millionenwerte, ansonst dem sicheren Verderbnis geweiht, in den zerstörten Gebieten herumlagen wie Straßenschotter. Als streng korrekter und in über zwanzigjährigem Dienst, der über Staatsassen und Waren hinweggeführt hatte, bewährter Beamter mit fast übertriebenem Pflichtgefühl und grundaufrichtigem Charakter war der Gefreite Federlein zu solcherlei Geschäften ungeeignet; es war ihm zum Heil und Ruhm eine fremde, unmögliche Welt. Mit Kopfschütteln vernahm er, daß er ein dummer Kerl sei, als ihm ein Bekannter erzählte, daß er als Markteindereiverwalter schon an die 100 000 Gmm gemacht habe. Beileibe nicht gestohlen. Die Sache war einfach. Kam beispielsweise ein Waggon Zuder aus der ausgehungerten Heimat, so verkaufte dieser gewiegte Geschäftsmann ihn zu den vorgeschriebenen Heerespreisen statt an die Kantinen, deren Soldaten danach lebten, an sich selber und verschob ihn dann zu phantastischen Preisen nach Brüssel, wo das Pfund auf 10 Mark geklettert war oder gar ohne Umladung nach der teureren Heimat zurück! Und so fort. Wo solcher Geist zum Himmel stank, mußte es bergab gehen, das war dem harmlosen, aber empörten Quintus Federlein erschreckend klar. Alles schwamm schon im Jahr 1917 in trübem Schlamm.

Im übrigen lebte auch Federlein in der für den militärischen Betrieb so ungemün charakteristischen lässigen Arbeitsweise, die jeden Auftrag nur als lästige und sinnlose Unterbrechung des Nichtstuns ansieht, stumpf und leer dahin. Mit seiner Hauswirtin, der veuve Germaine Griffon, einer älteren, braven, gütigen Frau, die seit 1914 nichts von Sohn und Schwiegersohn wußte und deren Geschäft, eine Biegelei, zerstört war, und die trotzdem ihre tapfere Haltung nicht verlor, lebte Federlein ungeachtet seines pantomimischen Witzblatfranzösisch und kümmerlichen Resten aus Ciala I u. II und dem großen Plöz im besten Einvernehmen. Sie hat ihm dukende „Crappes“ (eine Art Waffeln), wozu er das Mehl stellte, sie pflegte ihn bei seiner Ruhrerkrankung, er setzte bei dem Kommandanturschreiber durch, daß der Mme. Griffon nicht auch das letzte Leintuch requiriert wurde. . . . Sie wußten beide nichts vom Erbfeind und vom Nationenhaf, sie waren Menschen.

Zuweilen fuhr der jangesfrohe Quintus Federlein, zweiter Schriftführer der „Niedertafel“ seiner Heimatstadt, nach der von einem Bessen herabgrühenden schönen alten Stadt, in deren Kathedrale sein Landsmann, der Musikprofessor Dr. Holz als Befreiter eines Armierungsbataillons wundervoll erhebende Konzerte mit einem prächtigen Chor und namhaften Solisten abhielt. Ein andermal marschierte er mit einem fahrbaren Badofen nach

dem unter Feuer liegenden Fort Brimont und tat einen Blick in das dicht darunter liegende zaubervolle Reims. Nicht ohne Stolz ließ er später im Urlaub einfließen, daß er bei Reims „gelegen“ habe, wo ihm die 7ter und 9ter der Franzmänner nur so um die Ohren geflogen wären und wo sein Transport den Fahrer sammelte aus Gröbigen und zwei Pferde verloren hätte.

Somit floß ihm das in allem schattenhaft und wesen- und inhaltlos gewordene Leben gleichgültig und ermüdend dahin, wenn auch nicht so ibyllisch, wie es neben ihm in einem großen Haus mit einem beträchtlichen Stab von männlichen und weiblichen Drogen der Herr Major von und zu Erzadel führte. Er war nach dem Quartierschef eine Art Pferdeinspektor, aber niemand mußte Näheres über die Notwendigkeit eines solchen Postens. Sie mußte aber wohl vorhanden sein, denn im Gehaltsnachweis stand, daß der Herr Graf für die Stelle im Range eines Regimentskommandeurs im Monat über 1100 Mark Löhnung bezog. Es scheint dieserhalb auch weniger verwunderlich, daß Herr Graf seiner Frau Gemahlin den Krieg als Stahlbad für ein faul gewordenes Volk pries. Den Brief tat er in eine große Kiste, die er, beladen mit 100 Eiern eigener Zucht, 9 Pfund Butter zu 1 Mk. 20 Pfg., nebst einem Stück Seidenstoff für 10 Fr., einem Topf echter Marmelade und drei Laiben Camembert, auf dem Rücken seines beurlaubten Burschen verfrachtete.

* * *

Eine zage Hoffnung und ein Ausblick blinkten im Frühjahr 1918. Die lange schon unwiperte, endgültig entscheidende und sicher zum Meere führende Offensive — Quintus Federlein erfuhr wochenlang vorher Näheres darüber durch eine Helferin, die ein Verhältnis mit einem Fernsprechoffizier hatte — begann mit einem prachtvollen Sturmangriff, blieb bei Amiens stehen, nicht zuletzt, weil die ausgemergelten und geheizten Soldaten den starken Wein und Champagner nicht vertrugen, dann aber, weil die Nachfuhr stockte, weil der Ersatz nur in Wünschen lebte und schon längst unzulänglich oder überhaupt nicht mehr vorhanden war. Ein herrlicher Vorstoß, ein letztes strahlendes Ausleuchten unbegreiflicher deutscher Wehrkraft war noch der Armee vergönnt, der in einer der zahllosen, unsäglich vergehenden Umgruppierungen die Bäckereifolonne 248 zugeteilt wurde. In einem der vorhergehenden gewaltigen Waffentaten spottenden Tempo setzte die 7. Armee über den Damenweg, das Nèfle-Bezie-Tal, durchstieß Soissons, sah die Marne ausblitzen, überschritt sie sogar in einem beträchtlichen Abschnitt — dann aber, dann aber kam der tödliche Umschwung. Als aus dem Wald von Viller Cotterets die Tankschwärme, zunächst verdeckt durch die goldprangenden Weizenfelder, brachen und unsere freudig und hoffnungsvoll wie nur je im August 14 stürmende Infanterie überrannte, war das Ende da. Es war der 18. Juli 1918, der dies ater, der erste schwarze Tag der nun unzählbar gewordenen schwarzen Jahre. Eine stolze Träne, die unvergleichlich tapferer badischer 28. Division und die bei großen Schlachten nie fehlenden 52., in der das opferreichste heimatische Regiment, das trotz seiner Jugend, seiner Traditionslosigkeit und nunmehrigen Auflösung niemals vergessen werden wird, das Infanterieregiment 169 stand!

Die Fehler der Offensive vom 21. März wollte die Heeresleitung vermeiden und zog bei jener am 28. Mai sofort die Stappformationen nach. Der ungeheuerliche Troß setzte sich in den verhängnisvollen Marsch. Selbst die gutartige Bäckereifolonne 248 hat mit natürlicher Atembeklemmung, aber wachsendem Stolz den Vorstoß mitgemacht. Rittmeister v. Altenessen erhoffte nach der ersten siegreichen Abgabe seiner Brotlaibe in Sismes und dann in Fere en Tardennois auf das G. K. I. (Das zweite hatte er für niemals kundgewordene kriegerische Verdienste schon in Karlsburg erhalten.) In dem Alterssegoismus des körperlich schwächlichen Quintus Federlein blühten verächtliche Jugendgefühle auf. Einmal erlappte er sich auf dem frevelhaften Gedanken, mit dabei sein zu wollen bei den tapferen Fronthelden und fand in scharfer Selbstkritik, daß er eigentlich ein Schlappstiefel sei. Doch verlor sich diese Stimmung sofort, als er gelegentlich von einem jungen Leutnant wie ein Haufen Urat behandelt wurde. Zudem stimmte ihm der Verpflegungsnachweis nicht. Wenn das noch merkte, wäre Hindenburg erledigt. Fern solcher Einsichten und beschämenden Betrachtungen, unbekümmert um Sein und Nichtsein, war Fritz Redarschleimer. Die Kolonne war mittags 2 Uhr in Soissons eingerückt, um 4 Uhr flogen schon die französischen Brandgranaten hinein. Der Rückmarschbefehl brauchte gar nicht abgewartet werden. Redarschleimer hielt sein irgendwo aufgegriffenes zweirädriges Franzosenwägelchen mit dem zähen Panzerrad davor an, holte aus einem brennenden Haus eine Zeltbahn voll Stiefel, aus einem Soldatenheim einen Kuchlad kondensierter Milch und Seife, aus einer Wirtschaft eine Tacht Burgunder, Heißfied und Anisette, schließlich aus einem Wirtshaus einen Brotbeutel voll Uhren und Ringe. Von dieser Stunde an ward Kamerad Redarschleimer nicht mehr gesehen. Quintus Federlein las später von einem Fritz Redarschleimer, der in einer Spartakistenversammlung zu Mannheim auf die Kollunten von Offizieren gescholten habe. Diese hätten sich immer hinterum gedrückt, die Mannschaft ins Feuer gejagt und nichts getan als gestohlen, während er z. B. vom ersten bis zum letzten Tag in der vordersten Linie die Sache geschmissen und nun einen Deck davon hätte. Seinen Flaschenbierhandel habe er aufgeben müssen und lebe nun kümmerlich von einer Erbschaft, die seiner Frau im Krieg zugefallen wäre.)

Was im Winter 1917/18 schon unterirdisch schwelte, brach im Rückzug zu voller Flamme aus. Zwar die Fronttruppen klebten tapfer und zäh am Feinde und verrichteten unbefungene Heldentaten gegenüber einem an Zahl und Material übermächtigen Feind; sie waren aber nicht nur durch Tod und Gefangenenerverlust gewaltig geschwächt. Abertausend Deserteure — auch unfreiwillig Versprengte, die bei den nicht mehr abreißen den Umformationen, bei der Verwirrung und den schon längst völlig bankrotten Verkehrsverhältnissen sich unmöglich zur Truppe zurückfinden konnten — überfluteten und durchzogen das allzu weit und tief gewordene Stappengebiet. Aus Not, aus Enttäuschung, aus Hoffnungslosigkeit, aus einer im Krieg mit seiner gefühligen Abenteuerlichkeit erzeugten, geradezu gezüchteten Verbrecherlust ward völlige Anarchie. Sie entlud sich, durch die Korruption in der Etappe von Monat zu Monat latent vorbereitet, nun hemmungslos in Lagern, Lazareten, Bahnhöfen, Transporten und verwandelte allen in vier Jahren aufgehäuften berechtigten, aber auch lediglich durch unvermeidbare oder zwangvolle Umstände aufgespeicherten Groll in sinnlose und alles in den Abgrund reichende Disziplinlosigkeit. Der Offizier wurde schuldlos oder schuldig der Sündenbod für das Verhängnis, das kein einzelner, sondern eine aus abertausend Gründen von vorneherein hoffnungslose Ueberspannung einer unmöglich lösbaren Aufgabe heraufbeschworen hatte. Die Stappenarmee baute um Sicherstellung ihres kostbaren Besitzes, die Frontsoldaten wollten endlich heim, heim, heim. Obwohl die guten Elemente hier und dort in der Mehrzahl waren, trieben sie erschöpft und vollkommen machtlos mit. Es handelte sich dabei gerade um die feineren, zarteren, geistigen und gemütsreichen, durch das militärische System stets und überall verächtlich beiseite gestoßen oder vernichteten Menschen, die der grenzenlosen Gemeinheit, die sich überall als ein Höllenpflanz aufst, keine gleich wirksame Waffe entgegenzusetzen hatten. Kein Befehl, kein Kameradschaftliches Buzeden, keine heldenhafte Aufopferung pflichttreuer Formationen konnte den Urat mit sich führenden Strom eindämmen. Sturmabteilungen mußten als Prätorianer die hohen Stäbe umgeben, damit nicht der letzte Mord- und Brandsunke ins Pulverfaß fiel. . .

Den ersten offenen Ungehorsam sah Quintus Federlein nicht bei einer im ehrlichen, aber ohnmächtigen Kampf zerrütteten Feldtruppe, sondern bei einem wohlgenährten Starkstromzug, der „bodenständig“ sein Quartier neben einer Molkerei und der Großmarkenderet 100 Kilometer hinter der Front gehabt hatte und niemals eine feindliche Infanteriefugele hatte pfeifen hören. Ihm schlossen sich an jenem Tag der schlechtere Teil eines Feldreferendepots an mit jungen Lausbuben, die außer nackter Angst und Feigheit nichts erlebt hatten als hohe Löhne in der Heimat. Es fehlte nicht viel, so wären sie von einem geschlossen vorbereiteten Landwehregiment zusammengehauen worden.

Die Kolonne stutete in einer hoffnungslos verknäulten, dreibahnigen Straßenschlange tagaus, tagein gegen Osten, lag da und dort fest und war von 117 auf 68 Mann zusammengeschrumpft, die an den Fahrzeugen hingen wie Bienen an den Waben. In Marche, einem belgischen Städtchen, erlebte Quintus Federlein eine zweite babylonische Verwirrung. Landstürmer hatten größtenteils, ohne den Befehl und damit die Verteilungsweise abzuwarten, die Gefangenenlager geöffnet. So wimmelte es planlos durcheinander von Deutschen, Oesterreichern, Franzosen, Belgiern, Russen, Engländern, Amerikanern, Farbigen aller Kolonien und — zahlreichen Frauen des deutschen Heeresgefolges, so Schwestern vom Roten Kreuz, aus Soldatenheimen, Helferinnen aller möglichen Geschäftszimmer. Es war ein jammervoller Völkertongress einer wahnsinnig gewordenen Menschheit, wie er phantastischer und tollwahniger nicht gedacht werden kann. Darüber lag eine verberberischwängere gedankliche Atmosphäre, deren Gefährlichkeit die blind heimwärtsdrängenden Soldaten glücklicherweise nicht fühlten und die noch entsetzlicher sich ballte, als treue deutsche Feldgrauze Waffen, Fahrzeuge, Tiere, Maschinengewehre mit Munition zu Trinfeldern an die Belgier verkauften! Da man nach einem niemals erlassenen und trotzdem mit noch nie erlebter Schnelligkeit und Ausdehnung durchgedrungenen „Befehl“ die Offiziere nicht einmal zu grüßen brauchte, war jeglicher Einfluß zertrütert. Die jahrelange fiebrigtraukhafte Hochspannung hatte sich bei den Mannschaften in Auflehnung, bei den Offizieren in völliger, dumpfer Lähmung entspannt. Wenn der Himmel eingefallen wäre, hätte sich das Offizierkorps weniger erkant als über diese bare Unmöglichkeit einer über Nacht gekommenen Zerrüttung des bisher straffgefügteten Organismus der Welt.

In äußerster Konsequenz und schärfstens pointiert lag der verborgene Grund darin: Es rächte sich bis zur Vernichtung, daß zu tiefst betrachtet das deutsche Heeresgefüge nicht in einer das Volk bis zum letzten Mann beherrschenden Idee wurzelte, sondern auf Drill, Disziplin und mechanistischer Neuheit unter ausgesprochener Ausschaltung rein geistiger Elemente, die stets als lästig, überflüssig, ja schädlich angesehen wurden, aufgebaut war. Die knechtmäßige Untertänigkeit unter eine, wenn auch noch so glänzende und pompaste Fiktion wie die Allmacht einer Person hielt dem inneren Ansturm in der äußersten Not nicht stand. Das Offizierkorps als persönliches Instrument war nicht dazu erzogen und hat demgemäß keine Untergebenen nicht dazu erziehen können, das Vaterland als Heimat und ureigenes Eigentum zu verteidigen, sondern hatte den persönlichen Eid geleistet, einem weit und fern in allen Farben schillernden Adolferndaler Herkunft Waffendienst zu tun. Wozu in tödlicher Ver-

Leitung kam, daß dieser Kaiser in seinen Regierungsjahren in geradezu pathologischen Schwankungen und labilen Stimmungen es fertig gebracht hatte, alle Parteien von rechts nach links zu verlegen, desgleichen alle Völker der Welt. Um dann das sinkende Schiff zu verlassen und jeden Fahnenflüchtigen zu exkulpieren . . . Die demokratischen Soldaten Frankreichs fochten in eingeborenem oder eingehämmertem Bewußtsein für die demokratische Idee und den dem Volk gehörenden heiligen Boden, die Deutschen für ein Phantom, hinter dem das Volk, obwohl wahrer und natürlicher Eigner des Vaterlandes, erst in zweiter Linie kam.

Schandernd in seiner Hilflosigkeit und der anerzogenen autoritativen Gesinnung wandte sich Federlein von der Straße ab, schlug sich zu seinem Rittmeister durch, der gänzlich umgewandelt und dankbar für die korrekte Hilfe seines vorher übersehenen Schreibers war. Einige vierzig Mann der Kolonne konnte der Wachtmeister durch das Angebot eines Wagens Brot in einen Räumungszug, der gegen Deutschland fuhr, pressen. Während der viertägigen Fahrt auf einer Strecke von wenigen Kilometern wurde der Zug zweimal von Marodeuren mit Handgranaten angegriffen, ein drittes Mal holten sich die entsefelten Soldaten des Transports selbst ein Duzend Kisten übelsten Kriegsgewinnerschnapses — die Hölle einer betrunkenen Soldateska aus den Tagen eines Simplicius Simplicissimus war fertig.

Das war der Heimgang eines winzigen, aber typischen Ausschnitts des mit anbetungswürdiger Begeisterung ausgezogenen deutschen Heeres.

In einem Städtchen nahe der deutschen Grenze wurde der Räumungszug zerrissen, weil die Lokomotiven versagten, der wertvolle Inhalt einer Bekleidungskammer blieb, soweit er nicht auf private Rechnung von Soldaten an die Bevölkerung verkauft wurde, liegen. Die Reste der Karlsburger Väterkolonne wurden einem Pferdetransport von etwa 900 meist räumigen, erbarmungswürdigen Tieren, die von russischen Gefangenen aus einem Lazarett ostwärts getrieben wurden, angegliedert. Der Rittmeister war im Auto eines befreundeten Kameraden verschwunden, der Wachtmeister und der Gefreite Federlein führten auf den ungesattelten Kleppern in unbeschreiblichem Elend, Jammer und in trostloser Abgeriffenheit, abermals in Wiederholung von Bildern aus dem Mährigen Krieg, den wüsten Landknechtshäusern der Heimat zu.

Als Federlein tief in der Nacht in einem Dorf der Eifel durch einen glücklichen Zufall von einer deutschen Frau in ein Zimmer mit sauberem Bett geleitet wurde, geschah ein schmerzliches, aber ehrenhaftes Wunder an dem trüben, verknöcherten Altenmann. Er brach vor Erschütterung über diesen linden Gruß der Heimat in bittere Tränen aus.

Der Pferdetransport schrumpfte in erschreckendem Maß ein; als er nach langen Tagen in Koblenz an der Rheinbrücke ankam, waren es der Pferde noch rund 400. Und selbst von diesen gelangte kaum die Hälfte zur Ablieferung. Die Bauern und Schieber auf der Marschstraße von Kyll bis Kassel aber hatten befreit Gesicht trotz der unaussprechlichen Not der Zeit.

Frei aufatmend und jähler Sehnsucht hingeworfen fuhr Quintus Federlein heim und wußte noch nicht, daß dem eben erlebten Zusammenbruch ein noch verhängnisvollerer in der erbangten Heimat gefolgt war.

Nordmännerlied.

Von Josef Victor von Scheffel.

Der Abend kommt und die Herbstluft weht,
Reißfalte spinnt um die Tannen,
O Kreuz und Buch und Mönchsgebet —
Wir müssen alle von dannen.

Die Heimat wird dämmernd und dunkel und alt,
Trüb rinnen die heiligen Quellen:
Du götterumschwebter, du grünender Wald,
Schon blüht die Art, dich zu fällen!

Und wir ziehen stumm, ein geschlagen Heer,
Erlöschen sind unsere Sterne —
O Island, du eisiger Fels im Meer,
Steig auf aus nächtiger Ferne.

Steig auf und empfah unser reißig Geschlecht —
Auf geschnäbelten Schiffen kommen
Die alten Götter, das alte Recht,
Die alten Nordmänner geschwommen.

Wo der Feuerberg loht, Glutische fällt,
Sturmwoogen die Ufer umschäumen,
Auf dir, du trotziges Ende der Welt,
Die Winternacht woll'n wir verträumen!

Stein am Rhein.

Von Otto Weiner.

Wir fahren durch Waldeinsamkeit rheinaufwärts. Badenbader Kinder jubeln von den grünen Ufern, waghalsige Durschen schwimmen jauchzend in die Wellen des Dampfers. Fischweiber wiegen sich schläfrig auf hohen Zweigen, fliegen erschreckt in die Tiefen des Bergwaldes. In stiller Sonntagsruhe träumen Dörflerlein an blumigen Halben, ferne Höhengänge senden stumme Grüße durch die Lichtdurchflutete Luft. Jäh steigt der „Wolfenstein“ ins Blau, die Burg derer „von Rlingen“ thront wuchtig auf sonntiger Höhe.

Ein Strom sonntäglich-fröhlicher Menschen drängt sich über die Sandungsbrücken und zerteilt sich am Ufer. Wir wandern durch enge Gäßchen dem Marktplatz zu. Der Zauber des Mittelalters überkommt uns wonnesam, die Sachen der Antike erwachen. O, könnten wir noch so wunschlos sein wie Diogenes vor seinem Faß und so geruhig wie das Bürgersträußlein, das einstens im Erkerstübchen sein Brautkleid stückte und durch die Blumen am Fenster herabblühte auf den plätschernden Brunnen mit dem steinernen Ritter! Am Rathause zeugen zwei Fresken von Helbenmut und Gelftesgegenwart der Vorfahren, hinter den oberen Fenstern glänzen Ritterrüstungen. Klein, aber fein, sagt der Führer. Fahnen und Speere zieren die Wände, und unter den Altertümern finden wir eine künstlerische Urkunde der neuesten Zeit: den Dank der Stadt Wien für die gastliche Aufnahme ihrer Kinder in Stein anno 1917 im großen Krieg. Unter Glas werden vergoldete Pokale gezeigt, eine mächtige Felbschlange steht in der Mitte des Raumes, auf den Tischen liegen aufgeschlagene Pergamentbände. Meisterhaft ausgeführte Glasgemälde mit Bildern aus der Schweizer Geschichte zieren die Fenster. Wir werfen noch einen Blick in den freundlichen Ratsaal und lenken unsere Schritte der Rheinbrücke zu.

Dort öffnet sich die Pforte zum Kloster St. Georgs, das anno 1005 vom rauhen Terttal an das liebliche Rheinufer verlegt wurde. Wir tragen unsere Namen ins große Buch im Vorraum ein und entrichten den Obolus. „Salve intrantibus.“ Nun zu den Wunderwerken Davids von Winkelsheim, des letzten Abtes der Abtei. Undächtig stehen wir im Halbdunkel der kleinen Klosterkapelle, schauen durch die Blumengewinde in den grünen Garten und lauschen dem leisen Plätschern des Brunnleins vor dem Fenster. Wir lassen uns vom Rufos die lauschigen Privatgemächer des Abtes zeigen, in denen der jetzige Besitzer des Klosters bei Büchern und alten Kupferstichen ein beneidenswertes Gelehrten-dasein führen mag, ein Leben fernab vom Getriebe der modernen Zeit, umwoben vom Zauber des Mittelalters, im Angesicht der ewig blauen Rheins. Dann steigen wir hinauf zu den fahlen Zellen der Mönche, den Stätten erster Arbeit, manchmal auch der schwerbezahlten Sehnsucht nach Freiheit. Wir schauen in die achimtsische Kammer mit ihren Tigeln, Gläsern und Retorten und bewundern im großen Saale die erst in jüngster Zeit nach Stein verbrachte Sammlung kirchlicher und profaner Altertümer. Gegen zweihundert Skulpturen aus dem 14. bis 17. Jahrhundert, Altäre, Gemälde, Renaissance und Barockmöbel, Geräte aus Zinn, Kupfer, Bronze und Edelmetall, Teppiche und Stoffe aus Persien haben hier einen würdigen Platz gefunden. Im Speisesaal mit dem freundlichen Erker über dem Rhein, wo der Abt seine nach Ordensbrauch gastfreie Tafel hielt, erinnern uns die mächtigen Zinnkrüge auf dem Tisch an den feurigen Wein, der unter der Steiner Sonne reift. Auf steiler Treppe steigen wir zum Kreuzgang hinab und kommen in Bibliothek und Refektorium. Der Rundgang ist beendet. Salve exeuntibus leuchtet am Torbogen.

Wir lassen uns, müde nach all dem Geschauten, auf der blumengeschmückten, schattigen Rheinterrasse des Hotels nieder. Fröhliche Menschen führen halblaute Gespräche, silbernes Lachen und leises Gläserklingen mischen sich in das gleichmäßige Mäuschen des Rheins. Von der Küche tönt Tellergeräusch, schwache Duft von Braten und Dessert. Blauselchen und weiße Bräutermunden köstlich zum roten Wein. St. Dismars Kapelle steht stumm auf der Insel, rötlich schimmern die Wasser im Glanze der scheidenden Sonne. In purpurner Glut strahlt im Westen der Horizont